

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 2

Artikel: Über die Pässe
Autor: Jehli, J.J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662198>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bei uns bleiben daher, und das ist ein wichtiger Punkt zu unsern Gunsten, die Haushalthilfen oder die Stundenfrauen gern! Es gehört zwar heute beinahe zum guten Ton, ohne ein Mädchen auszukommen und gleichzeitig laut zu verkünden, man fühle sich «ohne» viel freier, froher und unabhängiger. Da müssen wir schlechten Hausfrauen (die wir womöglich noch berufstätig sind) allerdings gestehen, dass wir es ganz ohne Hilfe nicht machen könnten. Wir sind darauf angewiesen, dass jemand unsere Mahlzeiten kocht, unsere Betten macht und unsere Wäsche wäscht. Und da wir das wissen, ist es uns völlig gleichgültig, wie die Marie oder die Paula einen Besen in die Hand nimmt, mit welcher Wichse sie das Parkett behandelt, und nach welchem System sie Geschirr abwäscht. Wir haben weder Lust noch Zeit, in die brodelnden Töpfe auf dem Herd zu gucken und, auf den Zehenspitzen balancierend, mit dem Finger über die obern Leisten der Türen zu streichen, um triumphierend Staub zu entdecken. Wir geben von vorneherein zu, dass die Marie und die Paula die praktischen Belange unendlich viel besser verstehen als wir selbst, und daher lassen wir ihnen freie Hand.

Wir nehmen selbstverständlich dafür von ihrer Seite eine gewisse Art der Protektion und unzählige gute Ratschläge in Kauf. «Aber, aber, so hält man doch kein Bügeleisen! Lassen Sie mich das lieber machen!» — «Soviel Pfeffer am Salat ist schrecklich ungesund. Ich habe einen Onkel gehabt, der plötzlich starb, weil er immer zuviel...». Wir haben das Talent, freundlich dazu zu nicken ohne zuzuhören und ohne beleidigt zu sein.

Der Stolz, nie Zeit für die Lektüre eines Buches zu haben, wie es, Gott sei's geklagt, viele Perfekte nachdrücklich verkünden, geht uns völlig ab. Wir lassen den grossen Hausputz statt in den klassischen Monaten März und April ebenso gern (oder vielmehr ungern) im Mai oder Juni über uns ergehen, und wir empfinden kein moralisches Minus, wenn am Wäschetag die Tischtücher nicht schon um neun Uhr früh an der Leine flattern.

Unsere Kinder sehen uns nie mit währschaften Küchenschürzen und Kopftüchern. Sie dürfen ihre Freunde nach Hause bringen, weil wir nicht einsehen, warum eine frischpolierte Treppe ein Heiligtum sein soll. Hat das Mädchen seinen freien Tag, so gibt es zu Mittag Spiegeleier und am Abend Yoghurt und Birchermüsli und der Herr des Hauses ist der Meinung, es falle ihm kein Stein aus der Krone, wenn er zur Abwechslung in der Stadt

esse; das gemahnt ihn sogar ganz angenehm an seine Junggesellenzeit.

Ich gebe zu, dass wir manchmal aus der Not eine Tugend machen, nie aber aus der Tugend eine Not. Es lässt uns daher auch ganz kühl, wenn die «Frau von nebenan» ihre Teppiche zu wenig klopft oder zweimal in der Woche ihre Milch anbrennen lässt, was die Nachbarinnen, lauter einwandfreie Hausfrauen, mit wonnevollen Schauern untereinander zu kritisieren pflegen. Wir halten den Mund, sitzen wir doch selbst in einem Glashaus, und es ist uns darin wohl!

Ganz gewiss sind wir schlechten Hausfrauen mit einem zu kleinen Quantum an Ehrgeiz geboren worden. Es kommt aber ab und zu vor, dass wir bei gutem Wetter morgens zehn Uhr schon auf dem Balkon sitzen und, da es Sommer ist, eine kühle Orangeade trinken, während nebenan eine ausgesprochen gute Hausfrau keuchend sämtliche Anzüge ihres Mannes heraushängt, um sie mit Klopfer und Bürste zu bearbeiten. Da ihr unser scheinbarer Müssiggang unendlich auf die Nerven gibt, so ruft sie mit schlecht verhehltem Aerger zu uns herüber: «So schön wie Sie möchte ich es auch haben!» Ja, und sollen wir nun aggressiv zurückrufen: «Dann tun Sie es doch auch!» Niemals! Wir sind uns der «ungeheuren Vorteile der Schande», um mit Thomas Mann zu reden, so sehr bewusst, dass wir nur lächelnd antworten: «Ja, nicht wahr?»

J. J. Jehli

ÜBER DIE PÄSSE

In Kriegszeiten sind die Landesgrenzen gewöhnlich geschlossen, bewacht. Die Erlaubnis, ein anderes Land zu betreten, ist daher für den gemeinen Mann sehr schwer zu erhalten.

Nachdem der Krieg vorüber ist, wird das Auswandern wieder leichter, ohne Reisepass jedoch

geht es vorderhand noch nicht. Aber nicht bloss während gefährlichen Zeiten, auch im Frieden, sind hundert Formalitäten und die Identifikation verlangt.

Kaum hat ein Erdenbürger den ersten Schritt ins Leben getan, verlangt man von ihm seine Ausweise. Ohne Pass gibt es kein Vorwärtskommen: den Taufpass zur Gemeinschaft der Gläubigen, die Trauung zu Hymens traurem Hafen, das Examen der geistigen Reife, die handwerkliche Reife fürs Gewerbe.

Die Botschafter fremder Regierungen haben ihre Pässe beglaubigen zu lassen. Bei Ausbruch von Feindseligkeiten werden ihnen die Pässe zugestellt, d. h. die diplomatischen Beziehungen sind abgebrochen. Wer sich nach des Südens milder Sonne und süßen Früchtefluren sehnt, hat die Alpenpässe, den St. Gotthard, den Simplon, den Brenner usw. zu bewältigen.

Weltbedeutendes Aufsehen erregen die Meer- und Handelspässe, wie der Panama- und Suezkanal, Gibraltar und der Pas de Calais. Die gefährlichsten Pässe sind die Firnübergänge, weil man sie per pedas apostolorum, d. h. zu Fuss erzwingen muss. Furten und Brücken sind noch die passabelsten Pässe, Durch- und Ueberfahrten. Ein Engpass ist oft eine heimtückische Falle gewesen.

Passus, passe, Pass bedeutet Schritt oder Tritt. Der schwerste Schritt ist der über die Schwelle, will sagen, aller Anfang ist schwer. Der Schüler macht Fortschritte in der Wissenschaft. En passant sei bemerkt, dass bei Damen ein allzulanger Schritt gegen die Etikette verstösst. Der Kritiker hält sich bei einem Passus eines Buches auf. Die Schildwache verlangt das Passwort. Einem Sicherheitspass oder Geleitbrief ist nicht immer zu trauen. Die hat mancher Gesandte und auch Johannes Hus erfahren müssen.

Mit einem Passpartout öffnet man alle Türen, was beim Gold schon längstens gegolten hat. Die Passparole läuft die Kolonne entlang. Eine Pas-sade, so eine flüchtige Leidenschaft, bringt manchen in heikle Verlegenheit. Die jungen Leute tanzen gern den Pas de deux. Das Flugzeug passiert den Feind, die Flugschrift die Zensur.

Wie geht's lieber Freund? O, es passiert. Die Passanten halten sich nirgends lange auf. Also hätten wir einige Pässe und Schritte Revue passieren lassen. Jetzt aber passt auf. Napoleon meinte, vom Erhabenen zum Lächerlichen sei bloss ein Schritt. Der jungen Mutter hüpfte das Herz beim

ersten Schritt ihres Kindes. Dabei bedenkt sie nicht, dass wir nur Passagiere in diesem Leben sind.

Der letzte Pass und Uebergang ist der Tod. Gebe jeder wohl acht, dass dann sein Passeport an der Himmelspforte in Ordnung ist. Die Theologen behaupten nämlich, gut sterben sei das grösste Meisterstück. Aber die liebenswürdigen Optimisten widersprechen zuversichtlich: Das Sterben ist gar nicht so schwer, denn man kann es schon das erste Mal.

Claude Jaunier

D A S G E S C H E N K.

Monsieur Alexandre de Peyronnet besass den festbegründeten Ruf eines ausserordentlichen Geizhalses. Trotzdem wurde er häufig eingeladen, denn er war sehr geistreich und hatte grosse Beziehungen zu einflussreichen Leuten. Trotz seiner Filzigkeit musste er von Zeit zu Zeit jenen Damen der Gesellschaft, die ihn eingeladen hatten, ein Geschenk machen, wobei ihm jedesmal das Herz blutete.

Eines Tages kam er zu einem grossen Porzellanhändler seiner Stadt und betrachtete lange und eingehend jedes Stück; über den Preis diskutierend und sich zu keinem Kaufe entschliessend, sah er plötzlich die Scherben einer wunderbaren chinesischen Vase.

«Ach!» seufzte der Händler, «es war ein kostbares Stück, es wurde mir in Scherben geliefert.»

Eine Idee durchzuckte Monsieur de Peyronnet.

«Wieviel wollen Sie dafür haben?»

«Aber Monsieur de Peyronnet! Die Scherben sind doch unverkäuflich!»

«Das lassen Sie nur meine Sorge sein. Wieviel also? ...»

«Ich weiss nicht ... Hundert Franken? ...»

«Ausgezeichnet! Nur werden Sie mir das Ganze in eine grosse Kiste und in Holzwohle verpacken